Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 10 (1906-1907)
Heft: 4

Artikel: Die Bäuerin [Ende]
Autor: Auerswald, A. von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663631

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Christbaum.

Hörst auch du die leisen Stimmen
Aus den bunten Kerzlein dringen?
Die vergessenen Gebete,
Aus den Tannenzweiglein singen?
Hörst du auch das schüchternfrohe,
Helle Kinderlachen klingen?

Schaust auch du den stillen Engel,
Mit den reinen, weißen Schwingen?
Schaust auch du dich selber wieder,
Fern und fremd nur wie im Traume?
Grüßt auch dich mit Märchenaugen
Deine Kindheit aus dem Baume?....

Ada Christen.

Die Bäuerin.

Von A. von Auerswald.

„Im Namen des Gesetzes, Bäuerin, liefert mir Euren Sohn aus, den Ihr hier versteckt haltet!"

Die Bäuerin richtete ihre hagere Gestalt hoch auf, ihre hellen Augen funkelten feindselig aus dem bleich gewordenen Gesicht, ihre Hand ballte sich um den Türpfosten.

„Mein Sohn ist heute früh weggegangen und nicht wieder gekommen; was wollt Ihr von ihm?"

„Ich bin im Namen des Gesetzes gekommen, ihn zu verhaften," sagte der Mann und warf sich in die Brust. „Der Förster aus Z. ist heute tot vorgefunden und Euer Sohn ist des Mordes verdächtig."

Die Bäuerin blieb einen Augenblick regungslos, es dunkelte vor ihren Augen, riesige schwarze Tücher wälzten sich vor ihr hin und her, dann blitzten tausend Sterne darin auf und zuckten durcheinander, und dann plötzlich erkannte sie wieder das breite, freche Gesicht des Gendarms, schwach von einer Laterne beleuchtet, das erwartungsvoll zu ihr in die Höhe starrte. Da schrie sie auf in Zorn und Empörung, in maßlos durchbrechender Wut:

„Du lügst, Du schlechter Mensch. Was willst Du hier? Mein Josef soll ein Mörder sein? Geh, geh und erzähl' andern Deine Märchen. Und Ihr," fuhr sie die Knechte an, die stumm daneben standen, „Was steht Ihr da und rührt Euch nicht? Könnt Ihr dem den Weg nicht zeigen für sein Gered'? he, was?"

Aber der Gendarm drängte sich streng und gewichtig vor.

„Ihr habt mich beleidigt", sagte er, „in Ausübung meines Amtes beleidigt, aber ich will Euch verzeihen. Ich denk' schon, es muß nicht angenehm sein. Hier aber steht klipp und klar," und er wies mit dem breiten Daumen auf ein Papier, „daß ich den Bauer Josef Huber verhaften soll und wenn er nicht freiwillig kommt, das Haus nach ihm durchsuchen. Darum Platz da!"

Aber die Bäuerin rührte sich noch nicht von der Tür. Ihre Augen fuhren suchend im Kreise umher, ob ihr niemand beistehen wolle, in ihrem Gesicht lag verzerrte Todesangst. Die Knechte sahen stumm vor sich nieder.

„Muß ich?" stieß sie endlich hervor. „Muß ich?"

Der Großknecht nickte.

„Es geht wohl nicht anders, Bäuerin. Überdies, wenn der Bauer unschuldig ist, wird's unser Herrgott schon an den Tag bringen."

„Wenn er ist?" schrie sie fest." Er ist es. Aber die Schande, die Schande."

Der Gendarm durchsuchte das Haus, und als er den Gesuchten nicht fand, ritt er wieder fort. Die Bäuerin hieß die Knechte gehen, sie blieb die ganze Nacht auf und wartete.

Josef kam nicht.

Des Morgens war sie auf dem Felde, ruhig wie sonst. Ihr Auge wich keinem Forschen aus, aber wo sich flüsternde Gruppen von Knechten und Mägden bildeten, trat sie dazwischen, streng und finster. Wer konnte wissen, was sie dachte? In ihrem undurchdringlichen Gesicht war nichts davon zu lesen. Aber in den Augen brannte ein flackerndes Feuer voll Unruhe und Erwartung. Aber es kam nichts. Die Sonne schlich träge aus dem glänzend blauen Himmel aufwärts, sie neigte sich wieder und verschwand endlich in glühenden Purpur getaucht. Der Tag war wie jeder andere vergangen, aber die entsetzliche Spannung, die über Allem hing, verging nicht.

Zum Abendessen wurde kaum ein Wort gesprochen. Und die Teller und Messer klapperten gleichförmig unerträglich laut, und Knechte und Mägde machten unglaublich dumme Gesichter, in dem Bemühen, unbefangen auszusehen.

Allen war es eine Erleichterung, als die Mahlzeit beendet war. Die Bäuerin blieb mit hartem Ausdruck regungslos am Tisch sitzen. Da wandte der Großknecht sich in der Tür um, schloß sie hinter den andern und ging zurück. Fragend und ungeduldig sah sie auf.

„Nun?"

„Ich hätte Euch etwas zu sagen, Bäuerin," sagte er unbeholfen, aber treuherzig. „Es geht Euch ja mehr an, als uns Alle. Vom Bauer," setzte er erklärend hinzu.

Sie half ihm nicht fortzufahren, ihre Mienen zuckten auch nicht, sie sah ihn nur gerade an.

„Der Peter kam von der Stadt und hat's uns erzählt," fuhr er also nach einigem Zögern fort. „Der Bauer soll sich den Herren vom Gericht gestellt haben, sagte er, und soll alles bekannt haben."

„Was bekannt?“ rief die Bäuerin und sprang auf.

„Daß er im Zorn den Förster erschlagen,“ sagte der Knecht langsam.

Ein schreiender Seufzer entrang sich ihrer Brust.

„Es ist nicht wahr,“ rief sie dann zornig. „Ich glaub's nicht und wenn Ihr alle es sagt.“

Der Großknecht ging, und wieder saß die Bäuerin die ganze Nacht und wartete starr und unbeweglich; aber am Morgen war ihre Gestalt wie gebrochen und ihr Auge ganz glanzlos.

Dessen ungeachtet war sie bei der Arbeit wie jeden Tag. Nur hielt sie den Blick gesenkt, wenn sie an den Leuten vorbeischritt und ihre Stimme klang viel leiser als gewöhnlich. Manchmal stand sie ganz selbstvergessen da und schaute vor sich hin mit schlaff herabhängenden Armen und geneigtem Kopf. Sie wartete noch immer. Die Leute arbeiteten stumm und unverdrossen. Es zeigte sich jetzt, wie viel Achtung und Liebe die Bäuerin bei ihnen genoß. Keiner sprach ein Wort über die ganze Sache, aber doch zuckte die Bäuerin zusammen, wenn überhaupt nur zwei mit einander redeten, voll Angst und Mißtrauen, und in die hellen, unerschrockenen Augen trat ein scheuer, fast demütiger Ausdruck.

Des Abends setzte sie sich hin und schrieb mit großer, schwerer Hand einen Brief. Es waren wenige Worte; sie frug nur ihren Sohn, ob er ein Mörder wäre oder nicht, „ja oder nein, und mach' nicht viel Gered' wie die Stadtleut!“ dann klebte sie ihn zu und sah wieder dumpf brütend vorn übergebeugt, bis es tagte. Der Großknecht mußte ihn zur Stadt an seine Adresse tragen und sollte auf Antwort warten. Er kam erst des Abends zurück. Die Bäuerin war ihm ein weites Stück entgegengegangen. Sie nahm ihm mit kurzem Dank die Antwort ab, die er brachte, und ohne weiter eine Frage zu stellen, ging sie zurück.

Der Sohn schrieb in bitterer, ernster Reue, in heißer, trostloser Verzweiflung; er bat um die Vergebung der Mutter, an der allein ihm etwas gelegen sei. Ja, er habe es getan, aber in dem Augenblick habe er von sich selbst nichts gewußt. Der junge Förster aus J. habe auch um des Försters Tochter geworben, er habe oft in ihrer Gegenwart über ihn, den Bauernsohn gespottet, der sich mehr zu sein dünke, wie die andern, weil er ein wenig mehr gelernt. Zuerst sei des Försters Tochter ihm wohlgesinnt gewesen, er habe es wohl gemerkt, aber der andere hätte so schlechtes von ihm geredet, daß sie ihn schließlich nicht mehr angesehen, und dann habe jener ihm in beleidigendster Weise die Tür gewiesen, als ob er kein ehrlicher Mensch wäre. Und nun sei er es auch nicht mehr, keiner würde ihn mehr anblicken oder seine Hand nehmen wollen. Und auf der Mutter Name habe er Schande und Unehre gebracht für alle ihre Liebe. Würde sie ihm vergeben können? Das sei sein einziger Gedanke, sein einziges Gebet vor Gott. Aber er erhoffte alles von der alles überwindenden Mutterliebe, vor deren Richterstuhl er sich stelle.

Oft ging es wie ein Aufschluchzen durch die Zeilen, ein tiefes, demütiges Zagen, ein strenges, rücksichtsloses Selbstverurteilen.

Die Bäuerin aber schrieb:

„Du bist mein Sohn nicht mehr. Dein Gut steht für Dich bereit. Wenn Du kommst, es zu verwalten, geh' ich. Unsere Wege gehen auseinander. Gott sei Dir gnädig! Du hast ein Leben auf Deinem Gewissen."

Des Morgens fanden ihre Leute sie bewußtlos an der Erde liegen und neben ihr den verklebten adressierten Brief.

Die Bäuerin wurde krank, um so schlimmer, da sie es noch nie gewesen. Sie konnte ihr Bett nicht verlassen, einem heftigen Fieber folgte eine unendliche Schwäche. In dieser Zeit pflegte sie die rote Guste, die erst kürzlich in ihren Dienst gekommen war, mit rührender Treue und Aufopferung. Auf dem Hof ging es bunt her. Der Großknecht hatte die Oberleitung übernommen, aber überall fehlte der Rat und die Hilfe der Bäuerin. Solange sie gesund war, hatte sie alles fast allein geleitet, sodaß den Leuten das selbständige Denken ungewohnt war. Und sobald sie, allerdings erst nach Wochen, wieder im Genesen war, kam alle Augenblicke jemand, um Rat und Meinung einzuholen.

„Ohne Euch geht's halt nicht, Bäuerin", sagte der Großknecht. „Nichts ist recht!"

Die Bäuerin lächelte trübe, aber es war doch ein Lächeln, das erste seit der schweren Schickung. Und weil sie sah, daß es ohne sie nicht ging, bekam sie auch wieder Lebensmut und dadurch Lebenskraft. Es wurde besser mit ihr.

Da kam der alte Pastor zu ihr und fing an, von ihrem Sohn zu reden. Sie wollte ihn bleich und zornig unterbrechen, aber er sah sie milde und beschwichtigend an, und aus Ehrfurcht vor dem geistlichen Herrn verstummte sie. Er hatte ihn gesehen und gesprochen. Josef hatte den letzten Brief seiner Mutter erhalten und war voll Verzweiflung. Sein Urteil war schon während ihrer Krankheit gesprochen: fünf Jahre Gefängnis. Gerne wollte er so büßen, aber nur ein Wort der Vergebung aus ihrem Munde wäre ihm grenzenloser Trost gewesen. Was frug er nach dem Gut? Er wollte nie wiederkehren, seine Schande fern von ihr verbergen, aber die Gewißheit ihrer Verzeihung ersehnte er, nur daran lag ihm etwas.

„Gebt sie ihm", sagte der alte Mann bittend. „Euer Sohn ist nicht schlecht und „wir sollen nicht richten", sagt der Herr."

„Ich kann nicht," sagte das Weib, finster und streng. „Ich versteh' auch nicht, was Ihr redet, Hochwürden. Stadtleut' scheinen eine andere Meinung darüber zu haben, als wir Bauern. Aber ohne Wahrheit ist sie und ohne Kraft. „Du sollst nicht töten," hat der Herrgott gesagt, und das habt Ihr und ich und auch der Josef hier innen eingeschrieben. Wenn das im Herzen schweigt, wenn das ihm vergibt, dann ist es schlimm. Bei mir schweigt's nicht und vergibt ihm nicht. Ich kann's nicht!"

Der Pastor kannte ihren Starrsinn noch von früher, vor dieser festen, unerschütterlichen Überzeugung verging seine ganze Beredsamkeit. Er merkte es an einem Gefühl der Schwäche und Nichtigkeit in sich, daß er für diesen Kampf zu schwach war, und traurig verließ er sie, ohne daß er dem Josef ein Wort der Vergebung überbringen konnte.

Die Bäuerin aber rief ihre Leute zusammen und frug, wer von ihnen nach all dem Vorgefallenen noch bei ihr bleiben wolle. Schäme sich jemand des Dienstes, so wolle sie ihn gut auslohnen, und würde es ihm nimmer verdenken. Wie sie so dastand mit ergrautem Haar, von der Krankheit gebeugt, die Augen nur gefaßt und, wenn auch müde, doch stolz und etwas starr. Da war auch keiner unter allen, der das Herz gehabt hätte, zu sagen: „Ich mag nimmer bei Euch dienen, weil Euer Sohn ein Mörder ist."

Der Großknecht sagte: „Wir bleiben," und die andern murmelten: „Wenn's Euch recht ist, wir bleiben Alle!"

Da leuchteten ihre Augen etwas heller, sie dankte ihnen und nahm von dem Tag an ihre Arbeit wieder auf. Es wurde, wie es früher gewesen. Auf ihren strengen Befehl wurde von Josef nie ein Ton mehr gesprochen, bei keiner Gelegenheit, nie, nie, er war tot für sie und für alle. Sie wollte nichts mehr von ihm hören.

Und Jahr um Jahr verging. Wie viele seitdem? Sie wußte es nicht und hatte sie nicht gezählt. Aber ihr Haar war weiß geworden und ihr Gang langsam und unsicher. Sie war eine Greisin geworden. Nur die Augen leuchteten noch ebenso grad und zuversichtlich, so scharf und stolz. Die rote Guste hatte sie zu sich genommen, und ihre alten Eltern unterstützte sie reichlich. Sie fühlte, daß das Mädchen sie lieb hatte, und das tat ihr wohl, denn hinter dem kalten Äußeren lebte noch immer ein starkes, tiefes Gefühl. Deßhalb lud sie sich auch die armen Kinder zu Weihnachten, aber wenn sie dann gegangen, jubelnd und stampfend, dann war es ihr immer noch einmal so einsam.

Die Bäuerin seufzte, als sie an die langen, stillen, trüben Jahre dachte, deren eines wie das andere verging, eines wie das andere.

Draußen fiel noch immer sachte der Schnee, aber es war allmählich ganz dunkel geworden. Jetzt fiel das Hoftor krachend zu, und die Bäuerin fuhr auf.

Mein Gott, wie hatte sie die Zeit verträumt! Die Kinder mußten ja gleich da sein.

Sie stand auf und legte das Strickzeug zusammen. Das Feuer im Ofen war erloschen, nur noch rote Glut war darin und warf einen sanften, ruhigen, runden Schein auf die Diele. Mit schlürfenden Schritten ging die alte Frau zum Tisch und zündete mit etwas zitternden Händen langsam und unbeholfen die Lampe an. Die Bibel lag aufgeschlagen daneben, und der Lehnstuhl war bequem zurecht gestellt. Die rote Guste hatte für alles gesorgt. Eben wollte sich die Bäuerin setzen, als ein rascher fester Schritt ertönte und die Tür hastig aufgerissen wurde. Nach dem langen Dunkel noch von dem Lampenlicht ge-

blendet, starrte sie nach der Tür, ohne etwas anderes zu erkennen, als eine dunkle Gestalt, die regungslos in dem Rahmen stehen blieb. Dann plötzlich veränderte sich ihr Gesicht und mit Entsetzen schrie sie: „Josef!"

„Ja, Josef," rief der Mann mit halberstickter Stimme, stürzte vor, fiel auf die Kniee, streckte die Hände nach ihr aus und rief; „Mutter, Mutter, kannst Du mir vergeben?"

„Fort, fort!" rief sie mit vorgestreckten Armen. „Faß mich nicht an, an deinen Händen klebt Blut."

„Ist das Dein Empfang, Mutter", rief er wieder. „Kannst du noch nicht vergessen, noch nicht vergeben? Nur den einen Gedanken habe ich all die Jahre gehabt, und ich gehe nicht, ehe ich Deine Verzeihung, deinen Segen habe."

„Ich werde gehen," sagte die Bäuerin mit unnatürlich ruhiger Stimme. „Du kommst, Dein Gut in Besitz zu nehmen. Du kannst es. Ich gehe noch heute abend."

„Ich frage nichts nach dem Gut," rief er mit Heftigkeit. „In all den Jahren, wo ich fern von dir in der Fremde unter Demütigung und unendlicher Mühe gearbeitet habe, habe ich nur daran gedacht, einst Deine Vergebung zu erlangen. Ich habe ja so lange gebüßt."

„Ich kann dir nicht vergeben," sagte die Bäuerin kalt, mit starrem Blick und fester Stimme.

Der Mann richtete sich auf. Eine entsetzliche Angst vor dieser unbeugsamen Härte wuchs in seinem Innern und machte ihn fast kraftlos.

„Ich habe gebüßt, Mutter," sagte er leise. „Fünf Jahre lang bin ich im Gefängnis gewesen, habe Luft und Sonnenschein, habe die herrliche Freiheit entbehrt. Vor den Menschen ist meine Schuld getilgt, und du, Mutter, willst strenger sein?"

„Vor den Menschen?" frug sie und erhob den Blick. „Vor den Herren vom Gericht, vor den Stadtleuten, die von Gott nichts wissen und nichts wissen wollen, vor den Menschen nicht. Wer hören wird, daß Du Blut vergossen, wird Dich fliehen, sich von Dir wenden und Dich fürchten. Und das ist das Gericht Gottes, das Kainszeichen. Nein, Gott ist noch nicht tot. Er und seine Gesetze leben noch in unsern Herzen," sagte sie mit Festigkeit.

„Ja, das sind die Menschen, die so richten," rief er da, und seine Stimme zitterte vor innerer Qual, „aber Du, Du bist meine Mutter. Du stehst an Gottes Statt, bist mir gestellt als Richterin. Nichts will ich für mehr halten, als was Du sagst; urteile über mich, ich will es nehmen als von Gott gesprochen. Du bist meine Mutter, sei barmherzig, urteile milde!"

Und er neigte sein Haupt und lauschte, und die milden Worte des Predigers, der ihm im Gefängnis Vergebung verkündet, waren verhallt, vergangen das innere Bewußtsein, sie empfangen zu haben. Alles war eitel und nichts, nur seine Schuld stand wieder vor ihm in ihrer Größe, und dort stand sein einziger Richter, dessen Gericht wahr war, seine Mutter.

Die aber hatte sich hoch empor gerichtet, wie in alter Zeit, ihr Auge blitzte königlich und vernichtend.

„Willst Du mein Urteil?“ rief sie, „so will ich es Dir künden, wie ich muß. Ja, an Gottes Statt stehe ich hier, und darum kann ich nicht anders richten, als wie Er gerichtet. Ich habe keine Vergebung,“ rief sie und streckte den Arm aus, ich habe nur ein Verdammen. „Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden und verflucht ist die Stätte, die Dein Fuß betritt.“

Laut, klangvoll hallten die Worte durch das Zimmer, zitterten nach und eine tiefe Todesstille folgte.

Das Haupt auf die Brust geneigt, mit schwer keuchendem Atem, stand Josef da.

Da erkang auf einmal ein Ton, gedämpft und lieblich, der durch beider Herzen zuckte, die Glocken begannen die heilige Weihnachtsmette einzuläuten. Durch die Stille traf er sie beide, und beide lauschten, und er wuchs und wuchs und schwoll an und schien das ganze Zimmer zu erfüllen mit den heiligen, altvertrauten Freudenklängen.

„Weihnachten,“ sprach Josef leise, zögernd, als scheue er sich, die Stille zu unterbrechen. "Heute wurde unser Heiland geboren, und heute sangen die Engel: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

„Und Du hast diesen Frieden gebrochen,“ rief die Bäuerin. „Als du jenen Mord begingst, sprachst Du Hohn allen heiligen Gesetzen der Liebe und des Friedens, schlugst Du die Nägel durch die Hände des seufzenden Heilands. Du hast Sein Wohlgefallen verscherzt.“

„Unser Heiland vergab dem Schächer am Kreuz,“ rief er und streckte in schluchzender Verzweiflung seine Hände vor.

„Unser Heiland hat gesagt: „Nicht nur, wer seinen Bruder tötet, nein, schon wer ihm zürnt, ist des Gerichts schuldig.“

„Und weiter habt Ihr mir nichts zu sagen, Mutter?“ und noch einmal qualvoll leise flehend: „Mutter!“

Sie aber richtete ihr Auge unverwandt geradeaus und sprach:

„Nein, ich habe weiter nichts zu sagen.“

Bleich und erschüttert schaute er sie an. Sie hatte das Urteil gesprochen. Seine Kraft war zu Ende. Er wußte nichts, nichts mehr, was diese starre Grausamkeit hätte brechen können.

Da erklang ein leiser Schritt. Die rote Guste stand vor ihnen mit blassem Gesicht und blitzenden Augen. Sie war mit den Kindern gekommen, die nun draußen warteten und hatte, unbemerkt von den beiden, schon eine Weile an der Tür gestanden, staunend, fassungslos, den raschen Wechselreden lauschend. Jetzt ging sie auf die Bäuerin zu, ernsthaft zuversichtlich.

„Bäuerin“, rief sie hell mit fester Stimme, „so darf doch nur der urteilen, der selbst keine Schuld hat.“

Die fuhr empor, wie aus schwerem Traum und sah sie erst verständnislos an.

„Was willst Du?“ fragte sie dann in milderem Ton, „Du hast hier nichts zu schaffen. Schweig!“

Aber die rote Guste schüttelte den Kopf. Ein großes Mitleid ging durch ihre Seele, wie ein heißer Strom, und ließ sie nicht zur Besinnung kommen, hob sie über sich selbst hinaus.

„Wer soll's denn sagen?“ rief sie. „Ich meine nicht die Schuld, die jeder hat, von der der Pastor redet, ich meine die Schuld, die Ihr an dem Morde habt, Bäuerin.“

Die trat ein wenig vor. Ihre Augen hefteten sich flammend in die aufrichtigen, vor Eifer strahlenden des Mädchens.

„Ich, Schuld an diesem Mord, ich? Träumst Du?“ rief sie.

„Nein, ich träume nicht. Alle sagen's und haben recht. Daß der Josef jetzt nicht im Zuchthaus sitzt, als Einbrecher, daran habt Ihr nicht Schuld; aber daß er damals das tun konnt'! Wenn der Bauer gelebt hätte, wär's nicht geschehen. Aber Ihr ließt ihn laufen, ohne Zucht, ohne Arbeit, wolltet selber das Gut noch behalten.“

Die Bäuerin packte sie am Arm. Ihr Gesicht war fahl geworden, in ihren Zügen zuckte es drohend.

„Wer sagt das? Wer sagt das?“ stieß sie hervor.

„Der Großknecht sagte es und die Mägde und der neue Herr Pastor, der es vom alten gehört hat — alle. So ist es gekommen: Ihr habt nicht um ihn gesorgt, nicht gefragt, was er treibt. Und als er den Förster nun erschlug im Zorn, ohne Besinnung, da habt Ihr ihn verstoßen, hart, unerbittlich — selbstgerecht, sagt der Herr Pfarrer.“

Die Bäuerin wandte sich mit einem dumpfen Laut ab, aber die rote Guste war im Zuge und hielt nicht inne. Mutig, vorwärts getrieben von Zorn und Erbarmen sprach sie weiter, was sie von andern gehört hatte, was sie selbst empfand.

„Wenn einer aus dem Gefängnis kommt, schaut ihn keiner mehr an, will keiner was von ihm wissen. Arbeit findet er nicht und helfen tut ihm auch keiner. Aber manchmal hat er noch Eltern, eine Mutter. Der Josef nicht. Die sagte damals: „In meinem Hause bleibt keiner, der Schuld auf sich geladen hat.“ Und hattet Ihr nicht selbst Schuld, Bäuerin, nicht vor den Menschen, aber vor dem lieben Herrgott? Und was sollte nun aus dem Josef werden? Verkommen müßte er ganz und gar. Aber er ist es nicht, er hat was erreicht draußen und ist wiedergekommen, heute am Weihnachtsabend. Und nun, wo er da ist und bittet —“

Sie hielt bestürzt inne. Durch das Zimmer zitterte ein Laut, kurz, rauh, abgebrochen, wie aus dumpfem Metall.

„Josef!“

Der hatte abseits gestanden, regungslos, stumm, wie ohne Leben. Jetzt fuhr er auf, stürzte auf die Bäuerin zu, fiel auf die Knie und faßte ihre Hände.

„Mutter, Mutter."

„Josef, Bub, vergieb mir."

„Ich will es gut machen, Mutter, ich will es gut machen an Dir."

Sie zog ihn empor, sie hielten sich umfangen.

Die rote Guste weinte sonst so leicht, jetzt aber stand sie tränenlos und die strenge, harte Bäuerin und der fremde Mann schluchzten wie zwei Kinder.

Da schlich sie still auf den Zehen hinaus zu den Kleinen, die schon ungeduldig auf die Bescherung warteten.

Es dauerte noch ein Weilchen damit. Aber endlich brannten die Lichter am Weihnachtsbaum, und die Kinder drängten herein. Da stand die Bäuerin, weich und glücklich lächelnd, und neben ihr der Josef mit festem, ernstem Gesicht. Auf dem Tisch schimmerten die roten Äpfel und lachten die Pfefferkuchen.

„Wie schön! Wie wunderschön!"

Und dann fingen sie an, ihren Weihnachtsgesang zu singen, während die rote Guste verstohlen und glücklich die beiden betrachtete und sich wunderte, wie sie sich ähnlich sahen, Mutter und Sohn.

Hell aber erklangen die Stimmen:

„Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen."

Ende.

Gottfried Keller als Prediger echten Christentums.

Von Pfr. Dr. A. Bolliger, Zürich. (Schluß.)

Ja, „nur durch Arbeit wirst du reich". Das ist auch so ein Stück Keller'sches Evangelium, das von ihm vom Grünen Heinrich bis zum Martin Salander oft verkündigt wird. Aber ist das auch ein christliches Evangelium? Dürfen wir, sofern wir Christen sind, denn Geld und Gut erwerben? Hat nicht das Christentum allen Reichtum ein- für allemal mit dem Stempel des ungerechten Mammons gezeichnet? Ich antworte: Gut alttestamentlich ist die Lehre jedenfalls. Von den Erzvätergeschichten bis zum Buche Hiob gilt Besitz als ein Gottessegen, den Gott den Weisen, die sich mit Klugheit und Fleiß mühen und auf dem Weg des Rechts wandeln, gibt. Keiner der alttestamentlichen begüterten Männer ist von dem Skrupel angekränkelt, ob das Stück der Erde, das er sich in den Schranken des bestehenden Rechts erobert, auch rechtmäßiger Besitz sei. — Aber gehört es nun nicht demgegenüber zu den Grundlehren des Christentums, daß aller angesammelte kapitalistische Besitz ungerechter Mammon ist, — daß alles, was über das augenblickliche Bedürfnis hinausgeht, dem ärmern Bruder gehört? Ist nicht nach christlicher Ordnung alles, was ich mir als Eigentum anmaße, Diebstahl an der Gesamtheit? Ich antworte: Mögen immerhin gewisse Worte, zumal bei Lukas, in dieser Richtung